Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 64 (1993)

Artikel: Laterna Magica : 5. Teil [Fortsetzung]
Autor: Mieg, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917911

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Laterna Magica (5. Teil)

von Peter Mieg

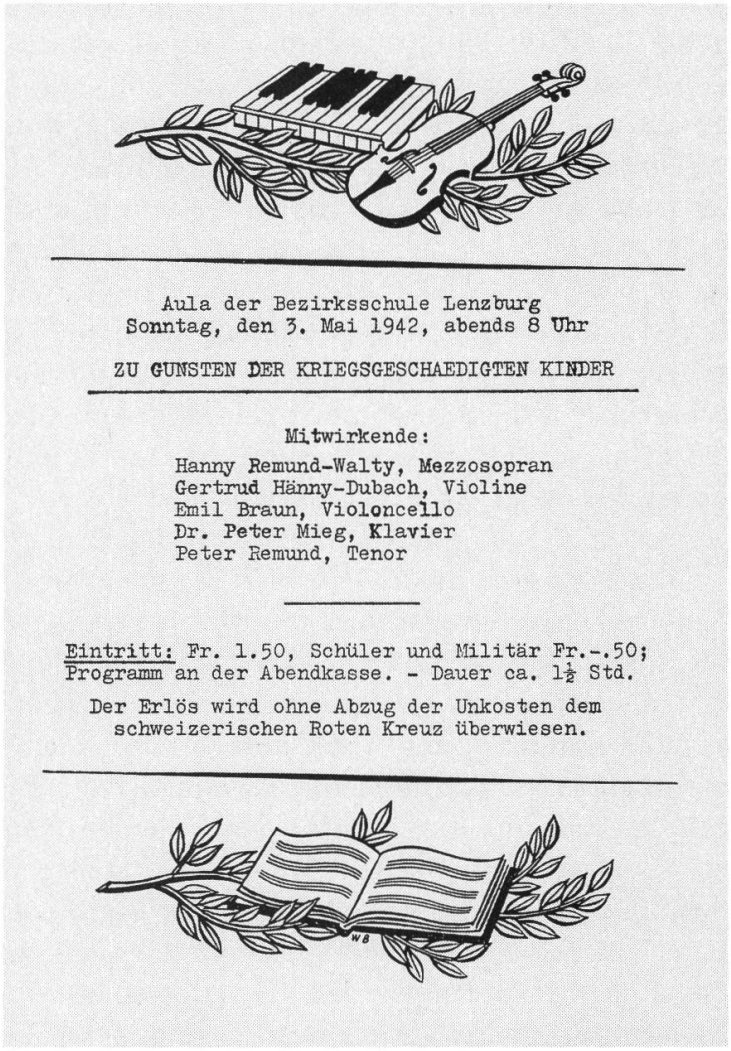
Durch Wilfried Scheitlin lernte ich den Architekten Peter La Roche kennen. Mit ihm war ich vor allem durch die Musik verbunden. Wie oft wurde bei ihm musiziert! Seine älteste Schwester Adelhaid, die Sopranistin, eine der grossen Oratoriensängerinnen jener Zeit, begleitete ich dann und wann. Einmal bei einem Musiktee im Haus der legendären Tante Rosy Christ, die, im Winter an der Dalbenanlage, im Sommer auf der Batterie wohnend, kunstliebend war und oft Leute aus dem Theater bei sich hatte.

Oft erschien sie auch bei Gertrud und Peter La Roche, wenn Klaviertrios, Quartette, sogar Quintette gespielt wurden. Wir deuteten ihr an, dass sie das Brahms-Quintett in f-Moll wohl besser aus dem Esszimmer anhören würde, da es sehr machtvoll klinge. Sie aber blieb mit ihrer Striggede sitzen (in Basel muss immer etwas für die Heidenkinder getan werden, und in der akademischen Vorlesung wie bei der Hausmusik wurde gestrickt) und erklärte, sie fühle sich ganz wohl in der Sofaecke, wo sie behäbig und raumfüllend thronte. Nach dem ersten Satz begann sie heftig zu schnaufen, wurde sehr rot im Gesicht und sagte: «Y ka nimme», erhob sich und ging in das anstossende Zimmer. Ihre wunderbaren Aussagen haben sich sicherlich nicht nur im Haus La Roche gehalten, wo sie mit Bravour geboten wurden, im besonderen von Wolfgang, dem jüngsten der sieben Kinder, der zugleich ihr Patensohn war. Wolfgang hatte immer schrecklich Freude, wenn er mich bei Tisch vor den andern Geschwistern frozzeln (versteht man das Wort frozzeln?) und vor mir unpassende, das heisst anstössige Sachen erzählen konnte. Mir machte das gar nichts aus; die armen Geschwister aber ärgerten sich über den unartigen Bruder.

Dass ich durch meine Passivität andere Leute stets herausforderte, sie zu faulen Witzen anregte, war mir längst klar. Berühren konnte mich nichts. So konnte Wolfgang bei Tisch nicht nur Unpassendes über Tante Rosy erzählen (etwa dass sie auf einer Italienreise hinter der Säule einer Kirche verschwunden sei, und Ähnliches), sondern auch über andere. Peter wusste natürlich, dass mir derlei nichts anhaben konnte, aber das gute Gertrud genierte sich für den Spötter. Nach dem frühen Tod von Peter blieb ich mit Gertrud bis heute aufs freundschaftlichste verbunden. Peter, Wilfried Scheitlin, Walter Boesch, Bob Von der Mühll aus Lausanne, Willy Rotzler, Peter Burger und Franz Max waren einst zu einer sonntäglichen Zusammenkunft bei uns hinter der Kirche erschienen. Sie alle zählten zu meinen nächsten Freunden.

Franz Max war in Stuttgart Schüler von Schneidler wie Marguerite Ammann. Er war nach Basel zurückgekehrt, allerdings nicht um einen Beruf in der Richtung der Graphik auszuüben, wie es sein Vater gewünscht hätte. Ich traf Vater Herzog ein einziges Mal auf dem Marktplatz in Basel, wo Max ihn von weitem bei nebliger Dunkelheit erkannte; ich wurde ihm vorgestellt, und er streckte mir zwei Finger entgegen, wobei ich an den Baron Charlus zu denken versucht war, der auch nur zwei Finger zu bieten pflegte. Franz Max hatte in Stuttgart unter der geistigen Obhut der Baronin Derschau einen Roman geschrieben, im Psychologischen weitgehend an Wassermann orientiert. Ihn wollte er vor allem beenden, und die Diskussionen um dies Buch und die Malereien, die er in Basel fortsetzte, waren eigentlich der Ausgangspunkt für unsere Gespräche.

Diese Gespräche waren meist Monologe von Franz Max. Sie waren faszinierend und uferlos. In ihnen kamen die beiden Gesichter dieses Menschen, die Schwermut und der Humor, übergangslos zur Geltung. Das war das Ungeheuerliche: das Dämonische, mir Unheimliche in unmittelbarer



Aula der Bezirksschule Lenzburg
Sonntag, den 3. Mai 1942, abends 8 Uhr

ZU GUNSTEN DER KRIEGSGESCHAEDIGTEN KINDER

Mitwirkende:

Hanny Remund-Walty, Mezzosopran
Gertrud Hänny-Dubach, Violine
Emil Braun, Violoncello
Dr. Peter Mieg, Klavier
Peter Remund, Tenor

Eintritt: Fr. 1.50, Schüler und Militär Fr.-.50;
Programm an der Abendkasse. - Dauer ca. 1½ Std.

Der Erlös wird ohne Abzug der Unkosten dem
schweizerischen Roten Kreuz überwiesen.

Nachbarschaft mit seinem Witz, wenn ich ihm auch auf den Wegen des Übersinnlichen nicht folgen konnte, so doch auf den Wegen des surrealen Witzes. Hier konnten wir uns stunden-, ja tagelang auf der Ebene eines für andere kaum verständlichen Nonsense unterhalten, uns in spielerische Träume steigern, die mit einem grossen Gelächter endeten. Ausser Dieter Sommer fand ich nie mehr einen Partner für den höheren Blödsinn wie Franz Max. Einer brauchte nur ein Stichwort zu liefern, und schon lief die Maschinerie des Irrschwatzens, das oft die Grenze des Wahnwitzes berührte. Das konnte im persönlichen Gespräch sein, aber auch am Telephon; die Anrufe aus Basel nach Lenzburg dauerten meist längere Zeit. Der Ton des schillernden Irredens wurde gewahrt alle die Jahre hindurch, während der Basler Zeit, während der immer langen Aufenthalte, die er mit seiner Mutter im Tessin, im Brestenberg, in Langenbruck, am Thunersee, in Badenweiler machte, später allein in Paris und zuletzt in Luzern, wohin er nach dem tragischen Tod von Philippe gekommen war. Das Dunkle bildete den Grund im Wesen von Franz Max. Es waren gerade die grossen Verschiedenheiten in unserem Wesen, die nie ein Missverstehen aufkommen liessen. Er war durchaus ein Nachtmensch und konnte sich ärgern, wenn ich früh munter und bei Sinnen war. Darin war er Hesse und Schoeck sehr verwandt, mit denen er sich so gut verstand.

Nach dem Tod seines Vaters verfügte Franz Max über alle Mittel. Seine Mutter, eine übersensible Gestalt und in materiellen Dingen völlig unbewandert, liess ihn gewähren. Max lebte nun jahrelang aus seinen Börsengeschäften, die er intuitiv und mit seinem sechsten Sinn tätigte. Unendliche Telephonate mit seinen Banken von all den Orten aus, wo er sich gerade aufhielt, gehörten zum täglichen Tun, sei es aus Basel, dem Tessin, aus Paris. Im Monte Verità sagte er eines Morgens zum Zimmerkellner: «Please, remember me to think on my bank affairs.» Und um elf Uhr kam der Kellner und erinnerte ihn an das tägliche Telephon.

Der Draht übte auf Max einen Zwang aus. Er konnte über ihn seine Stimmungen mitteilen, auch etwa aus Wimereux an der Kanalküste fragen, ob ich denn nun komme. Er konnte zu jeder Stunde anrufen und von einem Bild erzählen, das er erlebt habe und nun male. Seine Bilder waren durchaus Visionen. Wenn er nach der Natur malen sollte, entsprach ihm dies nicht. Als wir an einem wunderbar hellen Sommermorgen von Genf zurückfuhren, wollten wir ein Stück Strand bei Préverenges malen. Bei mir wurde es ein hellblaues Bild. Nach kurzem Versuch wandte er sich vom Thema ab, drehte dem Ufer den Rücken. Es entstand eine Nachtlandschaft mit einem von Kübelpflanzen umgebenen Hauseingang. Alles Schwarz und Dunkelgrün.

So waren seine Vorwürfe ständigen Wandlungen unterworfen. Es ist nicht verwunderlich, dass er eine Entwicklung in der Richtung der

Franz Max 1949 in Basel.

Abstraktion durchmachte und zuletzt, in Luzern, völlig freie ungegenständliche Bilder gestaltete, in denen das Material eine wichtige Rolle spielte. Er verwendete Vorhangstoffe, Papierservietten. Fischschuppen, Muscheln, Rappenstücke, und es machte ihm nichts aus, gleichzeitig Wasserfarbe und Olivenöl zu verwenden. Ich habe ein Bild aus der frühen Basler Zeit, das mit Wasserfarbe und Zahnpasta gemalt ist.

Marguerite Ammann war ungefähr zur selben Zeit, da Franz Max aus Stuttgart nach Basel kam, von Griechenland zurückgekehrt, wo sie längere Zeit gelebt hatte. Der Ton schwebender Irrheit war, wenn wir zu dritt auf Malerfahrt waren, ungemein hübsch. Wir wohnten einst in Estavayer und malten am See. Die legendäre Fahrt des Kursschiffes von dort nach Neuenburg kenne ich nur vom Hörensagen: Franz Max hatte den Kapitän in derart tiefe Gesprächsschlünde gelockt, dass Marguerite den Dampfer steuern musste.

Marguerite hiess übrigens bei uns nicht Marguerite, sondern Lili, weil sie allen Wörtern das Suffix -li anzuhängen pflegte. So malte Max auch ein Bild der Lili-Gesellschaft, auf dem um die Mutter, genannt Missis, Lili, Zita Hagenbach, Peter Schlageter (ein Jurist, der mitten auf dem Barfüs-

Max Herzogs Wohnung in Paris. Aquarell von P. M.

serplatz das Rad schlagen konnte) und Erich Schmutziger vereint sind. Zita besass einen Wintermantel, der, aus dickem weissem Stoff, der Quere nach mit schwarzen Pelzstreifen geschmückt war. Man konnte wohl sagen, dass diese Kreation nach eigenen Angaben das Auffälligste war, was in Basel zu sehen war. Mit Zita in diesem Mantel fuhren Marguerite und ich zu Max in den Tessin.

Lucy Sandreuter, ebenfalls Schülerin der Stuttgarter Kunstschule und mit besonderm Sinn für Narrheiten, war ebenso oft an der Gundeldingerstrasse 400, einem Reihenhaus, das nach den Plänen von Peter La Roche umgebaut, dessen Garten von Andres Barth, dem Gärtner, Maler und Sohn von Paul Basilius, gestaltet worden war.

Unten war das grosse durchgehende Wohn- und Esszimmer mit den erlesenen alten Möbeln, die Max sich zusammengesucht hatte. Nur der sogenannte Kaib, der Unterteil eines Büffets, blieb darin. Eine Zeitlang fand sich noch ein achteckiger Rauchtisch darin, mit durchbrochenen Wänden, ein Stück aus Indien, in das sich Lucy, genannt Louise, zu verkriechen und mit den Fingern am Gewände zu kratzen pflegte. Oft ging es bei Max zu wie in einem Taubenschlag, tags und nachts. Max konnte dann etwa vom zweiten Stock, wo er sein Arbeitszimmer hatte, dem Fräulein Zenta schellen. Wenn sie nach seinen Wünschen fragte, sagte er: «Ja, was wollte ich Sie eigentlich fragen?»

Henny Calini und Kaethe Herzog, die Kusinen, erschienen gelegentlich und warfen einen Blick in dies seltsame Hauswesen, in dem die Mutter, immer still und duldsam, sich Sorgen um den Sohn machte. Franz Max pflegte sich, seine Mutter und seine Umwelt den von ihm frei erfundenen medizinischen Kuren zu unterwerfen, sei es mit Tabletten, sei es mit Injektionen, mit Sonnen- oder Schwitzbädern, von denen jene in der Abbaye von Montifo bei Chartres wohl die drastischste war. Max legte sich in die Treibbeete für Salat und liess die Sonne auf die Gläser brennen. Henny hatte diese Kur auch mitzumachen. Ein Wunder, dass die alte Comtesse de Montifo, die im Sommer dort wohnte mit ihrem viel jüngern Mann, den sie als Imbécile zu bezeichnen pflegte, nicht auch ins Treibbeet beordert wurde.

Ich hätte mich für meine kompositorische Arbeit in ihrem Salon niederlassen sollen und sprach mit ihr darüber. Dabei erklärte sie gesprächsweise, sie bewohne in Paris die Häuser Rue St-Dominique numéros un, trois et cinq, wobei es sich um ein Palais handelte, das ich aus Abbildungen längst kannte: es war eines der berühmten Hôtels particuliers von Germain Boffrand. Henna, die getreulich oft wochenlange Aufenthalte bei Max machte, ihm auch in Krisenzeiten beistand, vor allem bei der Suche nach einer Wohnung tätig mithalf, bis diese dann an der Rue de Varenne eingerichtet war, mit unendlich vielen Spiegeln, kirschroten, veronesergrünen,

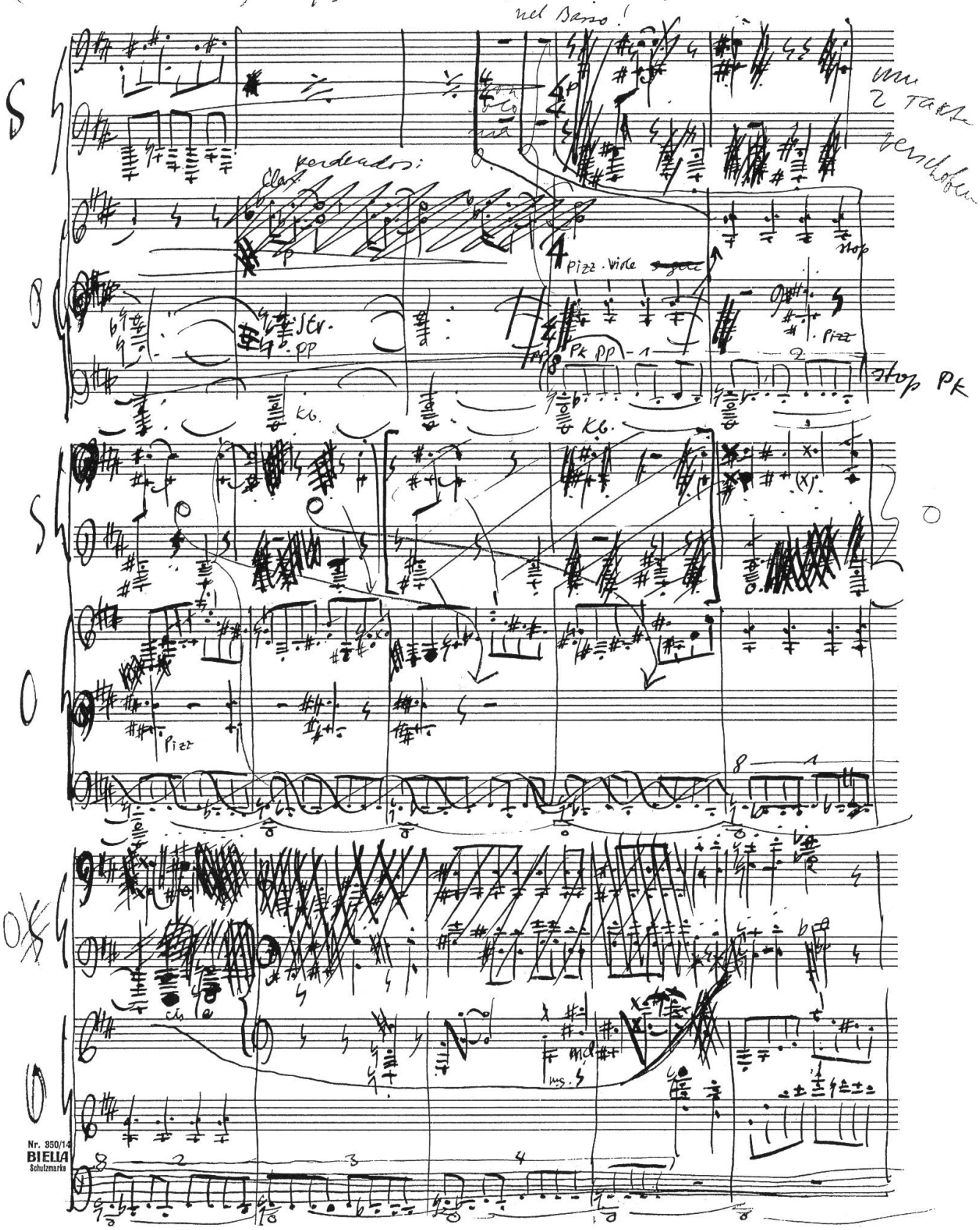
weissen, dunkelblauen indischen Saris, mit Möbeln und Bildern aus Basel, ist der einzige Zeuge jener Station in Montifo, wo eines Nachts, wenn ich nicht irre, ein Pferd in ihr Zimmer im Gärtnerhaus kam.

Max hegte stets den Gedanken, ich könnte, wenn er an seinen literarischen Arbeiten sass, gleichzeitig meine kompositorischen Aufgaben lösen. Hinterher erwies sich das an fremden Instrumenten Geschriebene fast durchweg als unbrauchbar. Nicht nur hatte ich in Spiez im Schloss ein ruhiges Zimmer zu ebener Erde, wo ich mit dem Klavierkonzert Nr. 1 voranzukommen hoffte. Ich schrieb auch an der Rue de Varenne am Flügel der Madame de Monbrison. Sie selber hörte man täglich dieselbe Mozart-Sonate spielen und bei immer der nämlichen Stelle einen Fehler machen. Merkwürdigerweise besass jenes Haus aus dem 18. Jahrhundert akustisch keineswegs abgeschirmte Etagen. Das Klavierspiel der Baronin tönte wie aus dem Zimmer nebenan. Aus dem Mezzanin, zwischen Parterre und Belétage, tönten die Auseinandersetzungen, die die Tochter der Baronin mit der Freundin hatte, ebenfalls wie aus dem Zimmer nebenan, und die Prügeleien, mit denen die Auseinandersetzungen endeten, waren ein Höllenspektakel.

Ich versuchte im Studio an der Rue St. Jacques, das mir Magdi Rufer zur Verfügung gestellt hatte, den dritten Satz des Violinkonzerts zu schreiben, brachte ihn auch zu Ende. Doch erwies er sich als untauglich oder zum mindesten nicht im Gleichgewicht mit den andern Teilen. Das Beste waren neben der regelmässigen Arbeit die täglichen Gänge vom Hôtel des Saints-Pères, wo ich wohnte, durch den Luxembourg-Garten im Frühjahr, da das Gras grün und die Forsithien gelb wurden. Der Arbeitsrhythmus kam auch Franz Max zustatten.

Er sass jeden Morgen an seinen Seiten in jenem prunkvollen Raum des ersten Stockes, der, mit einem Deckenbild geschmückt, auf irre Art unterteilt war. Max bewohnte jenes Hotel monatelang, und ungezählte Besucher sind dort ein- und ausgegangen, Henna, Margot Schwarz, Theres Rintelen, Arthur von Daehne, Jean und Georgette Epinay, Bernard Boeschenstein, Paul Hug, Christoph Eich. Einen Klavierversuch machte ich auch an der Rue Vaugirard, später deren mehrere bei Harry Brown an der Rue du Bac. Wo noch? Bei Arthur in Brissago. Es war alles eitel und umsonst. Eine Arbeit, die ich vor mir verantworten konnte, war nur bei mir zuhaus und auf dem Instrument, das ich kannte, möglich. Eigentlich lächerlich.

Eine Zeitlang schrieb ich ohne Instrument. So hatte ich Notenblätter bei mir in Ascona, in Badenweiler. Die Kontrolle am Instrument ergab so viele Korrekturen, dass fast alles neu geschrieben werden musste. Franz Max konnte seine Schreibmaschine überall aufstellen, und das Ungewohnte einer neuen Umgebung wirkte auf ihn anregend. Die Seiten der beiden veröffentlichten Bücher, «An den Ufern versunkener Ströme» und


(Radiomeldung Monte Verità)
1936
The Ring of England
nel basso!
um 2 Takte verschoben
Clar.
perdendosi
pizz. viola
stop
Str.
pp
Pk pp
Pizz
stop Pk
Kb.
Pizz
Nr. 350/14
BIELLA
Schutzmarke

«Das traurige Künstlervölklein», Gouache von Marguerite Ammann, sinnbildliche Darstellung der drei Malerfreunde (1939).

«Der lauschende Spiegel», wanderten denn an all die Stationen seines bewegten Lebens. Er las mir das Entstandene laufend vor; ich war wohl nur im rein Stilistischen ein kritischer Hörer.

Kritische Beobachter seiner literarischen Arbeit waren Georgine Oeri, die grundgescheite und hochbegabte Tochter der Sarasina. Albert H. Rausch, der zeitweise in Basel wohnte, hatte die Mutter von Georgine, Gertrud Oeri-Sarasin, Sarasina getauft. Einst wurde bei ihr eine Vorlesung der in Basel entstandenen Novelle veranstaltet. Es war die Novelle «Mrs. Nailman», eine ausgezeichnete Erzählung, in der sich nur die Heiratsgeschichte, auch wenn sie sich wirklich so zugetragen hat, nicht besonders angenehm ausnimmt. Rausch wohnte auch einige Wochen bei Franz Max in Spiez. Gemeinsam waren wir zu einem Nachtessen in Bern bei Hugo und Elsa Marti erwartet. Dort hing ein Bild aus dem Schlosshof in Spiez von Marguerite Frey-Surbek. Franz Max und ich waren von dem Bild derart gefesselt, dass wir am nächsten Morgen den gleichen Vorwurf malten. Es ist das einzige Bild, das Max vor der Natur gemalt hat. Es ist eines seiner poetischsten.